Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.; VAL. J. PETER, President.

1311 Howard Str. · Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Samstag, den 14. Juli 1917.

Moralische Ohrfeige.

Man mag von den Petersburger Wortführern des „neuen Rußland" denken, was man will, eins kann man ihnen nicht absprechen: den Mut ihrer Ueberzeugung. Einen neuen Beleg dafür erbrachte das Amtsblatt der provisorischen russischen Regierung in einer unzweideutigen Erklärung, die sich mit dem alliierten Vorgehen gegen Griechenland befaßte.

Darin hieß es: Die provisorische Regierung kann sich nicht enthalten, die Methoden, die zur Erzwingung des griechischen Thronwechsels angewandt wurden, mit Mißfallen zu betrachten. Sie hält jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Griechenlands für unzulässig. Deshalb erhob sie Einspruch gegen den mit Gewalt herbeigeführten griechischen Herrscherwechsel, und deshalb verbot sie russischen Truppen kategorisch die Teilnahme an der Expedition im südlichen Griechenland. Mehr als je müßte gerade jetzt die peinlichste Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen genommen werden!

Eine kräftigere moralische Ohrfeige, wie sie hier von der ganz und gar unverdächtigen russischen Seite England und Frankreich und denen versetzt wurde, die sich stillschweigend zum Mitschuldigen an jener tragischen Verleugnung urdemokratischer Prinzipien machten, hätte selbst der schärfste Alliiertengegner nicht austeilen können. Das griechische Kapitel bleibt, man kann es drehen und wenden, wie man mag, für alle Zeiten ein schwarzer Fleck in dem alliierten Schuldbuch.

Die Entscheidung bezüglich der Eisenbahnraten.

Die Entscheidung der Zwischenstaatlichen Handelskommission hinsichtlich der von den Bahngesellschaften des Landes angesuchten Frachtraten-Erhöhungen scheint bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung allgemeinen Anklang gefunden zu haben. Wenigstens geht aus den Aeußerungen der Presse, soweit sie nicht von den in Betracht kommenden Interessen kontrolliert ist, hervor, daß die Stichhaltigkeit der von der Kommission angegebenen Gründe nicht in Zweifel gezogen werden kann und keine andere Entscheidung denkbar erscheinen läßt.

Die in ihren Wünschen und Hoffnungen so schwer enttäuschten Bahngesellschaften sehen freilich die Sache in anderem Lichte an. Sie beklagen sich darüber, daß die Kommission den von ihnen vorgebrachten und ihrer Ansicht nach entscheidenden Gründen für die Notwendigkeit einer durchgängigen und alle beförderten Waren gleichmäßig treffenden Ratenerhöhung nicht genügendes Gewicht beigelegt habe. Und sie lassen in nicht mißzuverstehender Drohung die Besorgnis durchscheinen, daß unter den obwaltenden Umständen das Kapital von weiterem Anlegen in Eisenbahnwerten abgeschreckt werde, so daß weder Verbesserungen des bestehenden Dienstes, noch auch Erweiterungen des Bahnnetzes durchgeführt werden könnten.

An der außerordentlich gesteigerten, wenn auch zum Teil künstlich erzeugten und daher vorübergehenden Prosperität des ganzen Landes in den letzten paar Jahren haben die Bahnen ihren billigen Anteil gehabt. Alle bisherigen Rekords für Einnahmen seitens der Bahnen wurden im Jahre 1916 gebrochen, ohne daß die gesteigerten Ausgaben, deren Bestehen von niemandem in Abrede gestellt wird, jedoch mit den gesteigerten Einnahmen Schritt gehalten hätten. Die Errungenschaften des Jahres 1916 dürften aber, wenn nicht alle Voraussetzungen fehlgehen und eine plötzliche vollständige Umwälzung der wirtschaftlichen Lage eintritt, durch die Ergebnisse des laufenden Jahres weit überboten werden. So weisen die Bruttoeinnahmen der Bahnen für die ersten vier Monate des Jahres 1917 —nur für diese liegen genaue Zahlenangaben vor—schon eine Zunahme von weit mehr als zweihundert Millionen Dollar auf, und alles läßt erwarten, daß die restlichen Monate des Jahres eher noch bessere Fortschritte zeigen werden.

Die Behauptung der Bahngesellschaften, daß Steuern, Betriebskosten und Materialpreise außer allem Verhältnisse zu den höheren Einnahmen gestiegen seien, macht sich einer starken Uebertreibung schuldig, wiewohl diese schon seit Jahren systematisch betriebene Schwarzseherei und Bangemacherei ihren guten Grund hat. Aber selbst wenn die Verhältnisse wirklich so schlimm wären, wie sie dargestellt werden, so würden die Bahnen doch im großen und ganzen nur das Los aller anderen Industrien und Unternehmungen im Lande teilen, und sie selber werden schwerlich im Ernst behaupten wollen, daß sie zu einer Ausnahmestellung berechtigt seien.

Das Kapital wird nicht durch die Furcht verminderter Erträgnisse davon abgehalten, Bonds oder Aktien von Eisenbahnen zu kaufen, sondern durch Enthüllungen verbrecherischer finanzieller Manipulationen, für welche die Fälle der Rock Island Bahn, der Pere Marquette Linie und anderer Bahnsysteme in der jüngsten Zeit wieder reichlichen Stoff geliefert haben. Hat erst das Publikum wieder Vertrauen in die Ehrlichkeit der Bahnverwaltungen gewonnen, so wird auch das Anlage suchende Kapital nicht auf sich warten lassen.

Kopf hoch! Haltet durch!

Von außergewöhnlichem Interesse für die Bürger unseres Staates dürfte der unter obiger Spitzmarke erschienene nachfolgende Artikel des „Germania-Herold" sein, weil er so treffend auf die unverzeihliche Haltung unseres Nebraska Verteidigungsrates paßt, der mit seinen allgemein gehaltenen Anschuldigungen gewisser Bürger viel böses Blut verursachte. Der Artikel wurde vor dem Erscheinen der Proklamation unseres Verteidigungsrates geschrieben; ein Beweis, daß in anderen Landesteilen die Deutschenhetze ähnlich ist wie in Nebraska.

Vor allem eine Mahnung: Haltet fest an eurem Amerikanertum! Laßt es euch nicht verleiden, daß ihr Bürger dieses großen Landes seid! Beschwerden mehren sich. Es sind Beschwerden, wie sie zur Zeit bei der Schriftleitung dieser Zeitung einlaufen.

Alle diese Beschwerden drehen sich um einen Punkt. Alle wenden sich gegen den Hetzer und Verleumder, der zur Zeit überall sein Unwesen treibt. Gegen den Hetzer, der Unfrieden zu stiften verursacht unter seinen Mitbürgern, gegen den Verleumder, der durch Verdächtigungen seinem Nachbarn schaden will. Alle Hetzereien und Verleumdungen sind gegen Bürger deutscher Abkunft gerichtet, und zwar einzig und allein aus dem Grunde, weil sie deutscher Abkunft sind.

Sie mögen seit einem Menschenalter oder länger gezeigt haben, daß sie treue Bürger sind, und ganz besonders während dieser Krisis ihren Patriotismus erwiesen haben dadurch, daß sie willig dem Lande mit ihrem Gut und Blut zur Seite standen. Sie werden dennoch der Illoyalität verdächtigt, wenn nicht gar des Landesverrats. Man greift sie öffentlich und im Privatkreise an nur deshalb, weil sie sich ihrer Muttersprache bedienen, die ihnen geläufig ist gerade dann, wenn sie etwas sagen wollen, das aus dem Herzen kommt. Die in der deutschen Sprache gedruckte amerikanische Presse wird geheimer, gegen unser Land gerichteter Umtriebe beschuldigt. Natürlich immer nur im allgemeinen, ohne daß man, wie es die Pflicht wäre, den Landesverräter direkt beschuldigt und ihn der Strafe überliefert. Man wird sogar so dumm und kindisch, daß man sich zu Geschichtsfälschungen herbeiläßt und die Behauptung aufstellt, der amerikanische Unabhängigkeitskrieg sei nicht gegen die Engländer, sondern gegen die Deutschen ausgefochten worden. Doch mit Achselzucken könnte man hinweggehen darüber, was nur dumm, kindisch und einfältig ist. Wenn aber in dem künstlich aufgestachelten Haßgefühl die allertollsten und niederträchtigsten Gemeinheiten begangen werden, dann allerdings mag auch in dem sonst ruhigen und treuen Bürger deutscher Abkunft das Blut aufwallen; der einzelne könnte in einem solchen Moment sogar zu einer Gewalttat hingerissen werden. Hier so ein Fall:

In Denver nahmen an den Frauenarbeiten für das Rote Kreuz natürlich auch Frauen deutscher Abkunft teil. Mit treuen und fleißigen Händen verarbeiteten sie Verbandzeug, während sie vielleicht an Sohn oder Bruder dachten, der bald ins Feld ziehen sollte oder schon im Felde stand. Und während sie tränenden Auges die Nadel führten, da huschte unbemerkt die Schlange heran. Die Schlange der Verleumdung. Und unversehens biß sie und spritzte ihr Gift aus. Das Ungeheuerliche, das Unglaubliche wurde Tatsache:

Fleißige Frauen wurden beschuldigt, Glasscherben in das Verbandzeug gestreut zu haben. Gegen Frauen, nur weil sie deutscher Abkunft waren, wurde die Anklage erhoben, sie hätten versucht, arme amerikanische Verwundete weiteren Qualen und dem sicheren Tode zu überliefern.

* * *

Doch Ruhe! Ueberlegung! Die Frauenzimmer, die das Lügengerücht in Denver kolportierten, waren auch nur Opfer. Sie trifft weniger die Schuld als die immer tätigen Verleumder, deren einziger Zweck der ist, das Volk aufzuhetzen gegen alles, was einmal deutsch war oder irgendwie auch nur auf deutschen Ursprung zurückgeführt werden könnte. So soll die deutsche Sprache hier ausgerottet werden und alles Gute und Schöne, was deutsche Kultur je in dieses Land schickte. Schon ist offen die Forderung erhoben worden, daß angelsächsische Kultur hier überall die deutsche ersetzen müsse. Wie einfältig wieder, wie dumm und kleinlich! Sollte nicht gerade in diesem Lande, dem großen Schmelztiegel des Erdenrundes, das Höchste und Beste aus beiden Kulturen das große amerikanische Volk der Zukunft gestalten helfen? Doch über Dummheit und Einfalt wird man sich hinwegsetzen können; ihre Herrschaft ist von kurzer Dauer, denn sie müssen schließlich immer der Vernunft weichen.

Die Hetzer und Verleumder aber müssen so schnell wie möglich an den Pranger gestellt werden. Die heuchlerische Maske muß ihnen abgerissen werden. Sie nützen den Augenblick aus, um persönlichen Gewinn zu erzielen nach irgend einer Richtung hin.

Als Patrioten verkleidet treten sie vor das Volk. Sie behaupten, nur zum Besten des Landes ihre Agitation zu treiben.

Feinde, innere Feinde dieses Landes sind sie in Wahrheit.

Sie säen den Samen des Unfriedens in die zur Zeit aufgewühlten Furchen.

Sie züchten Rassen- und Klassenhaß gerade zu einer Zeit, da unser Land im Inneren fest und einig sein sollte, gewappnet dastehen sollte nach außen hin.

Welche Unruhe, welche Aufregung sie schon unter treuen, altansässigen Bürgern unseres Landes hervorgerufen haben, das wissen wir. Wir ersehen es aus den bei der Schriftleitung eingelaufenen Klagen. Wenn die Hetzer auf dem begonnenen Wege fortfahren, mögen sie noch Aufruhr gegen sich selbst hervorrufen.

Wir aber ermahnen die Beschwerdeführer, wie alle unsere Leser von neuem zur Ruhe. Sie sollen sich die Ruhe bewahren in dem Bewußtsein, daß sie ihrem Lande gegenüber stets und immer ihre volle Pflicht getan haben und fernerhin tun werden. In diesem Bestreben werden sie auch fernerhin Freunde finden, denn die Zahl ihrer Verfolger ist gering.

Die wenigen Hetzer und Verleumder geben sich den Anschein, als ob sie im Interesse und im Sinne unserer Regierung handeln. Das ist eine Lüge. Die Regierung kann nicht wünschen, daß die Bevölkerung unter sich verhetzt werde. Gerade das Gegenteil muß ihr Verlangen sein. Aus den Worten in der Kriegsproklamation unseres Präsidenten vom 6. April ist dies zu ersehen.

Menschen, deren Aeußerungen, Handlungen und Taten nur von Gemeinheit und Niedertracht diktiert sind, nennt man Lumpenhunde. Solche straft man, bis sie ihrem eigenen Gift erlegen sind, mit Verachtung, eingedenk des Dichterwortes:

Jeder solcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgetan.

Politische und wirtschaftliche Lage in der Schweiz!

Eine Rede des Bundespräsidenten Schultheß.

Gelegentlich der Genfer Zentenarfeier verbreitete sich Bundespräsident Schultheß in eingehender Weise über die gegenwärtige Lage der Eidgenossenschaft. Wir entnehmen seinen Ausführungen folgendes:

Die Katastrophe, die vor drei Jahren über die Welt hereinbrach, hat auf unser Land, ohne daß es selbst in den Krieg verwickelt wurde, gewaltige Rückwirkungen jeder Art gehabt. Denn der Krieg wird nicht nur mit den Waffen geführt, er übertrug sich auf das geistige Gebiet, verschärfte in ungeahnter Weise die nationalen Gegensätze, löste Haß und Leidenschaften aus, deren hohe Wellen sich auch auf unser kleines Land ergießen mußten.

Der Krieg wurde aber auch hinübergetragen auf das wirtschaftliche Gebiet und die Parteien begnügten sich nicht, ihre eigenen wirtschaftlichen Beziehungen zum Feinde abzubrechen, sondern sie suchten den Gegner auf jede Art und Weise wirtschaftlich zu schwächen und auch seine Beziehungen zu den Neutralen zu erreichen. Alle Güter der Erde, die materiellen und die geistigen, wurden gleichsam als Kriegsmaterial und Konterbande erklärt, und jede Beziehung der Neutralen mit dem Feinde, auf geistigem oder materiellem Gebiete, wird mindestens ungern gesehen, vielfach sogar verhindert. Nicht nur Heere stehen gegen einander, nein, die gesamten Völker erhoben sich in ihrer gesamten elementaren Gewalt, in der Ueberzeugung, einen Kampf um Sein oder Nichtsein zu führen. Die Zahl der Neutralen, die dem Kampfe fernstanden, wurde immer kleiner, und es schien, als ob die ganze Welt so oder anders an dem Riesenkampfe teilnehmen müsse, der sich auf alle Weltteile ausdehnte. Die Schweiz konnte bis zur Stunde das kleine Friedensland bleiben, das entschlossen ist, sich vom Streite fernzuhalten. Ihr Entschluß entspricht ihrer Tradition, ihrer ethnischen Zusammensetzung, ihrem Willen und ihrer Mission. Die Neutralität ist bei uns Staatsprinzip, weil sie nach unserer Ueberzeugung die Grundlage unserer Existenz bildet.

Konnten wir unsere politische Selbständigkeit und die Integrität unseres Landes bewahren, so mußten wir wesentliche Teile unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit preisgeben. In Friedenszeiten war die Schweiz nicht nur das Durchfahrtstor für den Verkehr großer Nationen, sondern auch ein Wirtschaftsgebiet, in welches von allen Seiten her auf den Schienenwegen, die wir gebaut hatten, Waren einrollten, um zu ersetzen, was uns Grund und Boden und das Innere der Erde vorenthalten, sei es, um unserem Lebensunterhalt zu dienen, sei es, um verarbeitet, als Produkte unserer Industrie, wieder ausgeführt zu werden. Dieser freie Verkehr wurde durch den Krieg gestört und im Laufe der Zeit immer mehr und mehr eingeschränkt. Die Zufuhr wurde kontingentiert und die Waren wurden überhaupt nur unter bestimmten, immer härteren Bedingungen über deren Verwendung zu unserer Verfügung gestellt. Das Recht der neutralen Nation auf freien Handelsverkehr wurde illusorisch. Mußten wir so, wie übrigens andere Neutrale, in wirtschaftlichen Dingen uns fremdem Willen beugen, so wurde unsere Lage noch dadurch kompliziert, daß beide Teile der Kriegführenden uns diametral entgegenstehende Bedingungen stellten, und daß wir gezwungen waren, uns mit beiden zu verständigen, weil weder der eine noch der andere Teil uns alles bieten kann, was zur Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens notwendig ist. Nicht nur im Auslande, sondern in der Schweiz selbst wurden die schwerigen Zusammenhänge unseres wirtschaftlichen Lebens nicht immer erfaßt, so daß nicht nur Mißverständnisse mit dem Auslande, sondern auch im eigenen Lande entstehen mußten, zumal in Zeiten, in denen auch unser Volk von einer gewissen Nervosität ergriffen war, die die notwendige Folge gewisser äußerer Vorgänge und der wirtschaftlichen Schwierigkeiten ist. Und in diesen Zeiten mußte die Regierung außergewöhnliche persönliche Opfer zum Schutze des Landes verlangen, sie mußte in einem Maße, wie man das vor dem Kriege nie geahnt hätte, im allgemeinen Interesse in das wirtschaftliche Leben und in die Interessen der einzelnen Bürger eingreifen, teils um die Existenz des Landes zu sichern, teils um Verpflichtungen einzulösen, die uns internationale Bindungen auferlegt hatten. Eine solche außerordentliche, den Prinzipien der Freiheit von Handel und Gewerbe direkt widersprechende Intervention des Staates konnte sich nicht reibungslos vollziehen, sie mußte im Erlaß von Vorschriften und in deren Ausführung von gelegentlichen Mißgriffen begleitet sein. Aber andererseits war es auch unvermeidlich, daß in dem Lande der Preßfreiheit und einer nicht immer großzügigen Kritik einzelne Vorkommnisse unrichtig beurteilt und als die Ursache neu entstehender Schwierigkeiten betrachtet wurden.

So drohte in gewissen Zeiten, eine Mißstimmung im Lande zu entstehen und das Vertrauen zwischen den Eidgenossen und zwischen Volk und Behörden zu schädigen. Insbesondere aber drohte eine Entfremdung einzutreten zwischen der romanischen und der deutschen Schweiz, die kurz vor Kriegsbeginn ihre Verbrüderung hier in Genf in so glänzender und herzlicher Weise gefeiert hatte. Es liegt uns ferne, die Bedeutung solcher Verstimmungen zu unterschätzen und den Gründen, die sie veranlaßten, keine Beachtung zu schenken. Gewiß lagen öfters der Mißstimmung Ereignisse zugrunde, die besser vermieden worden wären und die auch hätten vermieden werden können. Andererseits sind aber auch aus einzelnen Vorkommnissen viel zu weitgehende Folgerungen gezogen worden und man hat verallgemeinert, was zum Glücke vereinzelt geblieben ist. Doch alle diese Dinge haben die Sympathie der Eidgenossen unter sich und ihre gemeinsame Liebe zum Vaterlande nicht berührt. Hüben und drüben, in der romanischen und in der deutschen Schweiz, ist man entschlossen, sich zu verständigen und den Aufstieg des Landes auf geistigem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete mit vereinter Kraft weiter zu verfolgen, der das Resultat des abgelaufenen Jahrhunderts ist. Die Lösung des Problems der Verständigung zwischen der deutschen und der romanischen Schweiz kann nicht in einer abgeschlossenen Handlung bestehen, oder einzelne bestimmte Formen annehmen, sie muß vielmehr unser ganzes geistiges und politisches Leben durchdringen und immer und überall, wo Eidgenossen sich begegnen, sich durchsetzen. Die Lösung ist eine moralische, sie liegt in der Gesinnung der Schweizer, die nach nationalen Gesichtspunkten orientiert, unser Denken und Tun beherrschen soll, die vorurteilslos den Wünschen anderer Eidgenossen begegnet, in einer Gesinnung, die Brücken schlägt, und zusammenführen, entgegenkommen und verstehen will. Nicht als Majorität und Minorität wollen wir, die deutsche und die romanische Schweiz, uns entgegentreten, sondern als zwei gleichberechtigte verantwortliche Faktoren unserer nationalen Existenz, deren Vertreter Patriotismus und Einsicht genug besitzen, um sich in allen großen nationalen Fragen zu verständigen und den gemeinsamen Zielen die Konzessionen zu machen, welche die höchsten Interessen unseres Landes fordern. Eine solche Gesinnung findet in den Tagesfragen immer wieder den richtigen Weg. Sie schafft gegenseitiges Vertrauen und damit die Grundlage zur Verständigung.

Von diesem Geiste beseelt bin ich hierher gekommen, um an der heutigen Gedenkfeier dem Volke von Genf die Hand zu bieten, um mich mit ihm zu erinnern an den Empfang, den Genf den Eidgenossen nach seiner Befreiung bereitet hatte, um mit ihm den Tag zu feiern, der uns für immer zusammengeführt hat. Um den Kern der alten Freundschaft und des Bundes, der damals geschlossen wurde, haben sich seither die politischen und geistigen Errungenschaften der gemeinsamen Bestrebungen eines Jahrhunderts gelagert und einen mächtigen Magneten gebildet, in dessen Bann wir alle stehen, und der unermüdlich kraftvolle Ströme demokratischen Geistes und patriotischer Gesinnung erzeugt, die den idealen Schwung früherer Generationen in der heutigen wieder belebt. Zu keiner Zeit, seit dem Bestande der Eidgenossenschaft, war die Hingabe des Bürgers an den Staat so sehr ein Gebot der Notwendigkeit wie heute, und nie bedurfte die schweizerische Regierung in dem Maße der Unterstützung und des Vertrauens des Volkes, wie dies gegenwärtig der Fall ist.

Unsere Neutralität erscheint zwar keineswegs gefährdet. Keine der kriegführenden Parteien hat die Absicht, den Wunsch oder ein Interesse daran, sie zu verletzen. Beide wissen, daß wir in der Lage und willens sind, uns zu verteidigen, und daß sie somit nicht mit einem Durchbruch des Gegners durch unser Gebiet zu rechnen haben. Das Glück, vom Krieg verschont zu bleiben, verdanken wir aber nicht nur dem Willen der Kriegführenden, sondern vor allem unserer Armee und allen denen, die von General Dufour weg bis auf den heutigen Tag sich um unser Wehrwesen verdient gemacht haben. Seit bald drei Jahren steht unsere Armee an der Grenze, und jeder Mann bringt für das Vaterland große persönliche Opfer. Wir grüßen an diesem patriotischen Feste die Hüterin unserer Grenze, zugleich das Symbol unserer nationalen Kraft: die schweizerische Armee, und danken allen ihren Gliedern für ihre Hingebung und Aufopferung.

Wo soll das noch hinführen?

Von einem bekannten Bürger des Staates geht der Tribüne ein Schreiben zu, dem wir folgende Stelle entnehmen: „Die Friedensaussichten sind leider noch immer in weiter Ferne. Nun will man auch unsern deutschen lutherischen Pastoren und Lehrern auf den Leib rücken. Es fehlt blos noch, daß man jedem Deutsch sprechenden einen Schwamm in den Mund stopft. Wo soll das Getreibe der Kriegshetzer noch hinführen? Kongreßmann Mann hat recht, wenn er sagt, daß das Staats-Departement den Verstand verloren, weil es an jeder Straßenecke und auf jedem Dach einen deutschen Spion sehen kann". —Ja, es ist weit gekommen!

Vier Serbenoffiziere erschossen, weil sie den Kronprinzen Alexander ermorden wollten. In Serbien ist der Fürstenmord ein Verbrechen— aber nur, wenn er vorzeitig entdeckt wird.

Ein sonderbarer Katalog.

Von Karl Pauli.

Bilder bilden, weshalb man auch von der „bildenden" Kunst zu sprechen pflegt. Um nun meinen Geist durch die bildenden Bilder der bildenden Kunst zu bilden, beschloß ich, die städtische Gemäldegalerie zu besuchen, welche bis zu dieser Stunde auf die Ehre, von mir besucht worden zu sein, hatte verzichten müssen.

Zunächst begab ich mich aber zu meinem Vetter, um mir von ihm den Katalog zu entleihen; der Deutsche kauft ja bekanntlich nicht gerne Bücher — geschweige denn Kataloge! Mein Vetter hätte sich nun zwar allerdings auch keinen Katalog gekauft, denn er ist im engsten und weitesten Sinne des Wortes ein Filz; aber als Mitglied der städtischen Gemäldegalerie-Ueberwachungs-Kommission erhielt er alljährlich einen gratis.

Mit etwas saurer Miene rückte der Vetter mit dem Katalog heraus, band mir aber auf die Seele, ihn nicht zu stark abzunützen oder gar zu verlieren. Doch heiterte sich seine Miene schnell auf, als ich ihm meinen Spazierstock, für den ich in der Galerie doch zehn Pfennig hätte bezahlen müssen, zum Pfande anbot.

In weniger als zwanzig Minuten war ich am Ort meiner Bestimmung. Es war nämlich nicht weiter. Langsam durchschlenderte ich die hohen Räume, da und dort vor einem Bilde stehen bleibend.

Das erste Bild, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog, zeigte eine Szene, die sich in dem Bureau eines Rechtsanwalts abspielt: eine weinende Frau in einem Sessel, ein Mann mit finsterer Miene, halb abgewendet, und dem in den Akten blätternden Notar zuhörend.

Ich sah sofort im Katalog nach.

Nummer einhundertunddreißig: „Wohlauf noch getrunken!" stand da zu lesen. Das kam mir komisch vor; denn erstens sah ich niemand trinken, und zweitens schien mir die bittere Stimmung des Bildes nicht mit dem süßen Trank des Weinstocks übereinzustimmen. Endlich, als ich mir das Lied in Gedanken durchging und zu der Stelle kam: „Wohlauf denn, ihr Lieben, geschieden muß sein!" wußte ich, was der Maler gewollt, konnte aber ein Achselzucken nicht unterdrücken; so weit darf man seine Titel denn doch nicht herholen!

Ebenso bedenklich erschien mir die Bezeichnung des nächsten Bildes. Was konnte den Maler veranlassen, zwei mit den Wogen kämpfende Dampfschiffe „Kamele im Sturm" zu nennen? Glaubte er berechtigt zu sein, das Dampfschiff „das Kamel des Meeres" zu titulieren, weil man das Kamel oft „das Schiff der Wüste" genannt hat? Sonderbar, höchst sonderbar!

Und nun gar das nächste Gemälde! Drei, durch zwei Ferngläser sehende Engländer, d. h. zwei sehen durch die Gläser, und ein dritter legt die Hand an die Augen. Dieses Bild war „Seeschlacht" betitelt. Das war doch offenbarer Unsinn, und Unsinn wäre es selbst gewesen, wenn man „Sehschlacht" geschrieben hätte. Ich wurde mißtrauisch. Sollte der Katalog verdruckt sein? Von nun an kontrollierte ich jedes Bild — aber nein, es stimmte.

„Berliner Stadtverordneiensitzung", „In der Synagoge", „Liebesglück", „Im Nonnenkloster", „Ahlwardt", „Im Affenhause", „Räuberleben", „An der Börse" .... alle diese Bezeichnungen deckten sich vollständig mit den dargestellten Szenen. Aber halt, da ging's schon wieder los. Was sollte denn nur das wieder heißen? — Zwei sich prügelnde Jungen sind doch unmöglich ein „Stilleben", und eine in einem Buche lesende höhere Tochter keine „Holzleserin", selbst wenn dieses Buch ein Roman von Arno Holz gewesen oder auf Holzstoffpapier gedruckt worden wäre. Ebenso erschien es mir unverständlich, ein abgemagertes Pferd im Katalog „Frohe Botschaft" benannt zu finden. Wenn noch „Frohe Mähre" dagestanden hätte, dabei konnte man sich doch etwas denken!

Aergerlich verließ ich den Saal und begab mich in den nächsten. Aber dort sollte es mir nicht besser ergehen. Gleich das erste Bild, das Porträt eines Mannes, nannte mein Katalog „Geweiht". Dabei war aber weder von einer Weihe, noch von einem Geweih etwas zu sehen — nicht einmal eine kokette Frau war auf dem Bilde, die auf letzteres hätte schließen lassen.

„Verwaist" hieß das nächste Bild. Es stellte einen alten Maurer vor, der die Wand eines Hauses mit Kalk bepinselt. Diese Benennung war doch offenbar falsch! Oder sollte es etwa „Verweißt" heißen? Solche Druckfehler sollten aber doch nicht in einem offiziellen Katalog vorkommen!

Direkt abgeschmackt erschien es mir, einen gestürzten Apfelschimmel mit „Fallobst" zu bezeichnen, aber es stand schwarz auf weiß im Katalog. Jetzt folgte wieder eine ganze Reihe von Bildern, gegen deren Titel absolut nichts einzuwenden war, wie „Badende Kinder", „Im Eismeer", „Eine Luftballonfahrt", „Unter der Erde", „Paul Lindau", „Auf dem Aussterbeetat", „Hofrat Pollini", „Der Wolf im Schafspelz" u. a.

Aber lange sollte das nicht dauern, denn schon wieder behauptete mein Katalog, daß ein Bild, welches zwei an Weintrauben pickende Sperlinge darstellte, mit dem Titel: „Nicht Roß nicht Reisige" richtig bezeichnet sei. Allerdings sind Sperlinge keine Rosse und Weintrauben keine Reisige; aber so weit darf man doch die Bedeutung des Gegenstandes nicht von seiner Gestaltung abweichen lassen. Es muß doch alles Sinn haben. Und was ist denn das nun wieder? Das sind doch sicher Minister, ganz gewiß, das ist Talleyrand — ein Bild vom Wiener Kongreß. Und wie heißt es laut dem Katalog? „Im Narrenhause" Jetzt beschloß ich, der Sache energisch auf den Grund zu kommen. Dazu mußte ich vor allem ein Bild finden, dessen Titel ich genau kannte, und wie ich noch darüber nachdenke, sehe ich schon, was ich suche. Da drüben an der Wand hängt das bekannte Gemälde: „Louis Philipp im Kreise seiner Familie", ein großes Gruppenbild mit wohl zwanzig Porträtköpfen. Ich schlage den Katalog nach und was steht da? „Ostfriesische Hammelherde!" Also der Katalog ist falsch! Eiligst laufe ich zu dem Direktor der Galerie: „Herr Direktor, ich habe eine Entdeckung gemacht!"

„So? Und welche denn?"

„Alle Ihre Kataloge sind verdruckt! Die Orleans sind doch keine Ostfriesen!"

„Wie? — Was meinen Sie denn? Erlauben Sie doch!" und er nahm den Katalog, blätterte kurze Zeit darin und gab ihn mir mit der Bemerkung zurück:

„Der Katalog ist ganz richtig!"

Ich lachte laut auf. „Richtig!" rief ich, „dieser Katalog richtig!"

„Ganz richtig!" bemerkte der Direktor, „und wenn Sie die Vorsicht gebraucht hätten, ihn schon vor drei Jahren zu benutzen und nicht erst heute, würden Sie sich überzeugt haben, daß jedes Bild den richtigen Titel führt."

„Vor drei Jahren?" fragte ich etwas verblüfft.

„Nun ja, lesen Sie doch die Jahreszahl. Dieser Katalog ist vor drei Jahren gedruckt!"

Das hatte ich nicht beachtet.

„Während der Zeit," fuhr der Direktor fort, „sind viele Bilder auf andere Plätze gekommen, viele neue gekauft, einige verkauft worden, und nur wenige haben ihren alten Platz und damit zugleich ihre alte Nummer behalten."

„Ach so, — bitte um Entschuldigung!" Und beschämt schlich ich von dannen. Ich wollte zu meinem Vetter eilen, traf ihn jedoch auf der Straße, wo er mit meinem Stock spazieren ging, wahrscheinlich um den seinigen etwas weniger abzunützen.

„Aber lieber Vetter!" rief ich ihm schon von weitem zu, „du hast mir ja einen ganz alten Katalog gegeben!"

„Wie — was?" fragte er entrüstet, „alten Katalog? Es ist derselbe, den ich benutze!"

„Aber er ist drei Jahre alt!"

„Nun, was schadet das?"

„Er stimmt nicht mehr!" sagte ich.

„Er stimmt nicht mehr! Er stimmt nicht mehr!" wiederholte er ärgerlich. „Für dich und mich wird er wohl noch gut genug sein!"

„Aber mein Gott, du hast doch einen von diesem Jahre!"

Er warf mir einen strengen Blick zu. „Und der muß gleich ruiniert werden? Das gute Buch gleich in Gebrauch genommen? · Geh! geh! du bist ein Verschwender! So lange dieser Katalog noch hält, wird kein anderer in Gebrauch genommen, und wenn der entzwei ist, kommt erst der vorvorjährige und dann der vorjährige an die Reihe. Den von diesem Jahr denke ich erst in zehn Jahren zu benutzen. Das ist Sparsamkeit, mein Sohn, ahme sie nach, und du wirst ein reicher Mann werden!"

Leider habe ich seinen Rat nicht befolgt.

— Vorsichtig. Frau: „Aber, lieber Otto, welche Idee, heute, wo ich zum ersten Male allein koche, einen Freund von Dir einzuladen?"

Gatte: „Nur der Vorsicht wegen, liebe Else... er ist nämlich Arzt!"

— Gutherzig. Hans (der eben einen Löffel Lebertran einnehmen soll, als ein Bettler zur Tür hineintritt): „Mama, darf ich dem armen Mann den Lebertran nicht geben?"

— Mißverständnis. Fußballspieler: „Der Sieg wäre unser gewesen, wenn unser Matador nicht den Kopf verloren hätte."

Dame: „Den Kopf! Es muß also doch ein recht gefährliches Spiel sein!"

— Kindermund. Mutter: „Fühlst Du denn gar nichts in Deinem Gewissen darüber, daß Du heimlich das ganze Obst aufgenascht hast?"

Karlchen: „Nein, im Gewissen nicht, aber im Magen."